

## **Interdisziplinäre GVS-Weiterbildungstagung in Berlin: Was ist wirksam, was ist nachhaltig?**

### **„Heilen kann nur, wer selbst „heil“ ist“**

Wie lässt sich der Erfolg der therapeutischen Arbeit in der Suchthilfe messen? Und welchen Anteil hat der Therapeut als Person am Gesundheitsprozess des Patienten? Das sind zwei der Kernfragen, mit denen sich die 10. interdisziplinäre GVS-Weiterbildungstagung Anfang September im Ev. Johannesstift in Berlin beschäftigte. Etwa 120 Teilnehmer und Teilnehmerinnen nutzten die dreitägige Veranstaltung, um Wissen aufzufrischen, neue Erkenntnisse aus Wissenschaft und Praxis mitzunehmen und mit Kollegen aus anderen Fachrichtungen über verschiedene Blickwinkel in der Suchttherapie zu debattieren.

Den Aufschlag machte **Prof. Harald Rau** (Die Ziegler'schen) mit seinem Beitrag über die Schwierigkeiten quantitativer Ergebnisforschung in der Suchthilfe. Sie sei als Legitimation gegenüber den Geldgebern zwingend nötig, so Rau, „sonst haben wir in 100 Jahren keine Suchthilfe mehr“. Gleichzeitig könne sie nicht völlig wissenschaftlichen Kriterien entsprechen und bleibe deshalb angreifbar. So sind z.B. keine Doppelblind-Studien in der Psychotherapie möglich. Auch sei es schwierig, die Gesundheit eines abhängigen Menschen zu messen. Der Einfachheit halber bleibe man in den Katamnese-Untersuchungen deshalb beim Kriterium der Abstinenz. Sie sei allerdings nur eines von vielen denkbaren Kriterien für ein gesundes und aktives Leben. „Die Daten, die wir bisher erheben, sind schon etwas wert, aber wir brauchen bessere Werte“, meinte Prof. Rau.

Der Meinung war auch **Dr. Ludwig Kraus** vom IFT für den Bereich der Versorgungsforschung. Er zeigte, dass 75 % der Ressourcen in der Suchthilfe an 5% der Abhängigen gehen. Nur die Schwerstabhängigen würden von der Suchthilfe erreicht, kritisierte er. Vorhandene Programme zur Frühintervention werden nicht gefördert und aus Kostengründen nicht evaluiert. Insgesamt fehle es vor allem an Untersuchungen zu systemischen Versorgungsansätzen, resümierte der Wissenschaftler. Einig waren sich Vortragende und Teilnehmer darüber, dass ein Grundübel für mangelhafte Daten auch in der mangelnden Vernetzung der Hilfebereiche zu suchen ist.

Die Suche nach validen Zahlen beherrschte indes nur einen Teil der Tagung. Daneben nahm die Genderperspektive in der Suchtentstehung und -behandlung einen großen und vieldiskutierten Raum ein. **Dr. Peter Subkowski** skizzierte sie an der männlichen Suchtentwicklung und **Dr. Andrea Möllering** beschrieb in einem sehr spannenden Vortrag die Traumfolge-Störungen bei Frauen. Welche Bedeutung Emotionen in der Suchtentstehung und -therapie haben, machte **Prof. Heiner Ellgring** deutlich. Seine Erfahrungen wurden vom Neurobiologen **Prof. Dr. Andreas Heinz** (Charité) bestätigt: Es lohnt sich, positive Emotionen bei den Patienten zu stärken. Auch um Rückfällen vorzubeugen. Ein Thema, mit dem sich der Diplom-Psychologe **Heinz C. Vollmer** beschäftigte. Er stellte ein neues Modell zur Rückfall-Prophylaxe vor.

Wie sich Abhängigkeiten über Generationen in Familien „fortpflanzen“ und wie nötig es ist, diese Zusammenhänge als Therapeut zu erkennen, zeigte **Dr. Ruthard Stachowske** in seinem Vortrag über den ICF in Diagnose und Behandlung. Seit dem Jahr 2004 sind Kontextfaktoren in Diagnose und Therapie zu beachten. Damit habe ein „paradigmatischer Wandel begonnen“, so Stachowske, „der große Auswirkungen auf die Therapie“ haben werde.

Ein zentrales Thema in der Tagung war auch Therapeut selber: sein Verhalten, seine Beziehung zum Patienten, seine Rolle im Heilungsprozess. **Dr. Uwe Büchner** sprach darüber, wie viel Nähe versus Distanz die Beziehung zum Patienten haben sollte. Und **Dr. Andreas Diekmann** provozierte mit seinem Vortrag über die professionelltherapeutische Ich-Spaltung eine lebhaft Diskussions zwischen den Verhaltenstherapeuten und den Psychoanalytikern unter den Teilnehmern.

Mit der Frage der Wirksamkeit des Therapeuten beschäftigte sich zum Ende der Tagung auch **Irene Helas**, langjährige Leiterin des GVS-Instituts Fort- und Weiterbildung. Ihr Fazit ist, dass es „bei der therapeutischen Wirksamkeit um viel mehr als das bloße Erlernen von Techniken geht.“ Eine positive psychische Haltung bekomme ein Therapeut nur, wenn er fürsorglich und bewusst mit sich selber umgehe: „Heilung ist nur möglich, wenn ein Therapeut selbst heil ist, nur dann kann er dem Patienten mit Respekt und Akzeptanz begegnen.“ Auf diese psychischen Wirkfaktoren beim Therapeuten ziele

auch die GVS-Weiterbildung ab. Insofern sei sie auch eine Investition in die eigene Zukunft, so Irene Helas. Mehr als 4000 Absolventen haben diese Investition schon getätigt.

Den Schlusspunkt der Tagung setzte die Theologin **Heidmarie Langer**. Auch ihr ging es um die Wirksamkeit des Therapeuten, aber auf einer spirituellen Ebene. Sie zeigte, am Beispiel heilender Geschichten wie der Glauben Kraftquellen freisetzen kann, in den Patienten und in den Therapeuten. Ihr Fazit: „Das Echo ist immer nachhaltiger als der Ton.“

*Claudia Biehahn*